

Thomas Billhardt (rechts im Bild) mit dem ehemaligen US-Bomberpiloten Wayne Waddell, den er 1967 fotografierte. Das Foto ging mit der Bildunterschrift »Der Hüne im Reisfeld« um die Welt – »obwohl er eigentlich gar nicht hünenhaft ist, jedenfalls ist er etwas kleiner als ich«, korrigiert der Fotograf nachträglich im »nd«-Interview.

Billhardt, am 2. Mai 1937 in Chemnitz geboren, hat sein Handwerk zunächst bei seiner Mutter gelernt, die ein Fotoatelier unterhielt. Später studierte er an der Fachschule für angewandte Kunst in Magdeburg und an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Er avancierte zu einem international geachteten Fotografen, der Ausstellungen in London, Moskau und Beirut, in Kiew und Krakau, Santiago de Chile und Valparaiso, New York, Florenz, Paris und Prag bestückte und heute noch für die UNICEF auf Reisen ist. Im Frühjahr erschienen seine Erinnerungen »Meine Abenteuer mit der Kamera« (Nora-Verlag, 298 S., br., 19,90 €). Unter diesem Titel wird am Mittwoch, dem 19. Juli (18 Uhr), im »nd«-Gebäude in Berlin eine Ausstellung mit seinen aktuellen Fotos eröffnet; dem schließt sich ein Gespräch im Salon der Rosa-Luxemburg-Stiftung an. Mit Billhardt sprach **Karlen Vesper**.

Fotos: Thomas Billhardt (2), privat



»Ich wurde plötzlich hart – und weinte«

Thomas Billhardt zur Verantwortung von Fotografen, Verbrechen zu dokumentieren und Solidarität zu befördern

Herr Billhardt, würden Sie sich mit dem Pulitzerpreisträger Nick Út vergleichen, der 1972 das Foto von den vor einem Napalmangriff fliehenden vietnamesischen Kindern von My Lai, Son My, schoss?

Nein. Ich würde das Foto aber auch gemacht haben, wenn ich an der Stelle von Nick Út gewesen wäre. Die Nordvietnamesen erlaubten mir leider nicht, auch nur in die Nähe des Ho-Chi-Minh-Pfads zu gelangen. Ich wollte den Krieg sehen, riechen, schmecken, mit erleben – authentische Fotos machen.

Das haben Sie aber doch!

Ja, die Bombenangriffe waren erschütternd genug. Man wusste, wieder einmal wird gestorben. Wieder verliert eine Mutter ihr Kind, ein Kind die Mutter. Ich wollte nie nur ein zerstörtes Haus, Trümmer oder Granattrichter zeigen, sondern Bilder machen, die ans Herz gehen. Nicht nur die Kamera hinhalten und knipsen, sondern Symbole einfangen, die Empörung erregen, Mitgefühl erzeugen und die Solidarität befördern. Die Vietnamesen waren mir nah, sehr nah, meine Schwestern, meine Brüder. Ich fühlte mich eins mit ihnen in ihrem Schmerz, ihrem Leid, ihren Verlusten, in ihrer Hoffnung und Sehnsucht nach Frieden. Ich versuchte, tief in ihre Seele zu schauen und entdeckte ihre Individualität, ihre Verschiedenartigkeit, Würde, Stolz, aber auch Verletzbarkeit. Wenn man das erkannt hat, kann man persönliche, menschliche Fotos machen.

Sehen Sie sich als einen Gebrauchsfotografen oder eher als Künstler? Diese Unterscheidung gibt es für mich nicht, sie ist mir völlig unwichtig. Es gibt Fotografen, die versuchen, Malerei und Grafik nachzuahmen. Das ist legitim, aber nicht mein Verständnis von Fotografie. Ich will keine Bilder machen, die man erst deuten muss. Und erst recht keine exotischen, mystischen Bilder.

Sie haben aber auch die Tempeltänzerinnen von Bali fotografiert.

Das ist keine Exotik. Klar, ihre Anmut, ihre Grazie, ihre ausdrucksstarke Mimik und Gestik faszinierten mich. Der zarte Zauber ihres Tanzes verriet nichts von den Mühen ihres

täglichen harten Trainings. Das ist die Botschaft. Ich hoffe, dass der Betrachter darüber nachdenkt.

Bedienen Sie sich manchmal auch der Retusche? Und wie stehen Sie zu Fotomontagen?

Retuschen gibt es bei mir nicht. Und ja, ich bewundere gut gemachte Fotomontagen. Mein Sohn lebt in Singapur und arbeitet als Werbe- und Modofotograf auf den Philippinen, in Indonesien, Thailand und Vietnam. Ein schöner Beruf in einer aufregenden, interessante Ecke unserer Welt. Einmal sollte er ein Kind beim Fußballspielen in einer Pfütze liefern. Ein Werbeauftrag. Wenn ich nicht gesehen hätte, wie das Foto entstand, hätte ich es nicht geglaubt. Erst fotografierte er eine Pfütze, danach ein Kind, das er bat, wie toll zu hüpfen, zu springen und sich zu drehen. Dann nahm er einen Ball und baute diesen in das Bild ein. Vollkommen irre, wie die Pfütze spritzte, der Ball hüpfte und das Kind herumwirbelte.

Sie verstehen sich als ein Chronist des Zeitgeschehens.

Ja. Ich bin Chronist und Dokumentarist, gewiss auch sensibel wie ein Künstler, aber ich muss stets konkret, korrekt, präzise arbeiten. Ich kann auch kein Kasperletheater veranstalten, Menschen mit »Kuckuck«-Rufen animieren, in die Kamera zu grinsen.

Einmal habe ich mit einem sowjetischen Kollegen einen Bildband über die DDR und die Sowjetunion gemacht. Auf seinen Fotos feixten und lachten alle, ob Stahlarbeiter, Bauer oder Professor. Ich entdeckte aber auf meiner Reise durch die Sowjetunion so viel Widerspruchsvolles – das wollte ich festhalten. Als unsere Fotos dann den Redakteuren und Verlagsleuten vorlagen, es handelte sich damals um eine Kooperation der Zeitungen »Junge Welt« und »Komsomol« sowie des Verlages Neues Leben und einem Moskauer Pendant, da sagten alle: »Deine Fotos sind Klasse.« Am Ende aber entschieden die Funktionäre: »Das ist nicht der Sozialismus.« Sie wiesen auf die lustigen Fotos meines sowjetischen Kollegen: »Das ist Sozialismus.« Ich dachte, ich kriege einen Herzinfarkt. Später habe ich gelernt, mich durchzusetzen. Anfangs war ich noch ängstlich.

Es gelang Ihnen, sich durchzusetzen, weil Ihre Fotos, etwa aus dem Vietnamkrieg, weithin bekannt waren. DDR-Bürger kannten sie alle, aber nicht unbedingt Ihren Namen. War das typisch für die DDR? Der Fotograf hat hinter sein Foto zurückzutreten. Ein trauriges Los? Damit hatte ich keine Probleme. Aber es stimmt, die Urheberschaft erfuhr in der DDR keine große Aufmerksamkeit. Das ist heute anders. Und das ist auch normal. Für mich waren und sind meine Bilder wichtiger, als meinen Namen in großen Lettern irgendwo lesen zu können. Ich halte viele Vorträge und erlebe oft, dass die Leute weinen, wenn ich ihnen die Geschichte zu einem Bild erzähle. Einerseits rührt mich das an, andererseits bin ich bedrückt, weil ich mich frage: Warum hat sie nicht schon das Bild bewegt? Ist es vielleicht doch nicht vollkommen? Ich bin immer unzufrieden. Es gibt keine Vollkommenheit. Damit muss ich wohl leben.

Wie lautet die Geschichte zum Liebespaar im Krieg? War das wirklich eine spontane Aufnahme oder haben Sie die beiden gebeten, Hand in Hand zu gehen?

Nein, das Foto ist nicht gestellt. Ich habe von den beiden an die zwanzig Aufnahmen gemacht, während ich leise hinter ihnen herging. Sie haben mich dann aber doch bemerkt und lösten verschämt ihre Hände. Ich bedeutete ihnen mit Gesten, sich von mir nicht stören zu lassen und weiterzugehen. Aber mir gelangen nun keine brauchbaren Bilder mehr. Die stille Intimität war verfliegen.

Sie waren mit den Dokumentarfilmern Walter Heynowski und Gerhard Scheumann in Vietnam.

Sie baten mich, bei der Befragung der Bomberpiloten zu fotografieren, sie brachten Standbilder für ihren Film »Piloten im Pyjama«. Das habe ich getan. Es war einer der spannendsten Aufträge in meinem Leben. Mit den beiden konnte man sehr gut zusammenarbeiten, ich habe viel von ihnen gelernt. H & S, das war die Hohe Schule. Ich bewundere ihre Arbeit noch heute. Ich war der Youngster und musste natürlich immer mal was einstecken. Heynowski sagte einmal zu mir: »Billy, zu fuffzig Prozent machste nicht, was du sollst. Aber die anderen fuffzig Pro-

zent sind Bilder, die mir entgangen sind. Prima. Damit sind wir also quitt.«

Ich hätte die beiden auch gern in den Kongo begleitet. Sie nahmen mich nicht mit, weil sie befürchteten, je größer der Trupp, desto schwerer würde es sein, an »Kongo-Müller« heranzukommen, den deutschen Söldner in Diensten von Tschombé, der Patrice Lumumba ermorden ließ. Als Heynowski und Scheumann zurückkehrten, sagten sie: »Schade, dass du nicht mit warst.«

In Vietnam haben Sie in einer Leichenhalle eine Großmutter fotografiert, die ihren fünfjährigen Enkel beweint. Darf man das? Und darf man ein totes Kind für die perfekte Aufnahme in einen Lichtkegel ziehen, wie Sie es taten?

Ich hätte keine Chance gehabt, wenn die beiden in der dunklen Ecke der Halle geblieben wären. Ich wusste in dem Moment, ich muss diese erschütternde Szene einfangen. Diesen Schmerz, dieses Unglück, dieses Verbrechen muss die Welt erfahren. Ich hatte eine Verantwortung. Und da bin ich plötzlich ganz hart geworden. Und habe geweint. Beides.

Ich sprach die Großmutter an, sie reagierte nicht, sie war in ihrer Trauer völlig weg. Während ich den Jungen langsam zu mir zog und sie wimmernd hinterherrutschte, redete ich beruhigend auf sie ein: »Großmutter, ich verspreche dir, alle Welt wird dein Leid sehen.« Sie verstand mich natürlich nicht. Nachdem ich meine Fotos hatte, versicherte ich ihr noch einmal: »Das habe ich für dich und deinen Enkel getan.« Es wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich dieses Unglück nicht publik gemacht hätte.

Das Bild hat seine Wirkung erzielt. Es schürte Emotionen, Tausende Kilometer vom Krieg entfernt. Es erschien Anfang 1973 in der »NBI«. 28 Jahre später wurde es in einer Ausstellung in Hanoi gezeigt. Da beobachtete ich, wie ein Mann immer wieder auf das Foto zeigte und aufgeregt etwas ständig wiederholte. Es stellte sich heraus: Es war der Vater des Kindes. Er lud mich in seine Wohnung ein. Dort hing eingerahmt die Doppelseite der »NBI«, die ihm ein Student aus der DDR mitgebracht hatte.

Es ist selbst in der Zunft der Fotografen umstritten, ob man gewalt-

sam zu Tode gekommene Menschen fotografieren darf. So wurde heftig über das Foto von Aylan diskutiert, dem ertrunkenen syrischen Flüchtlingsjungen, den es an einen Strand gespült hat.

Den kleinen Aylan hätte ich auch fotografiert. Es ist ein trauriges Bild. Es tut weh. Weil es eine Anklage ist. An uns alle. Wir haben sie alleingelassen – die Flüchtlinge. Wir sind schuld daran, dass das geschehen ist. Und immer noch geschieht.

Hätten Sie auch eine Hinrichtung fotografiert? Eddie Adams, der für Associated Press im Vietnamkrieg war, fotografierte Saigons Polizeichef, der einem gefesselten, knien- den FNL-Kämpfer die Pistole an die Schläfe drückt. In der nächsten Sekunde hat er abgedrückt.

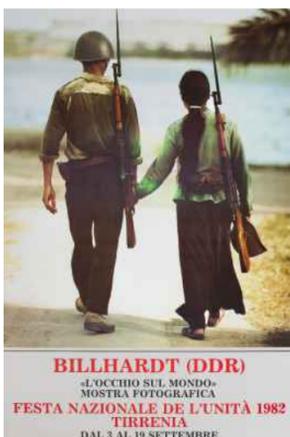
Ich weiß nicht, ob ich als Zeuge eines Verbrechens direkt vor meinen Augen auf den Auslöser drücken könnte. Wie reagiert man in einem solchen Augenblick? Das habe ich mich oft gefragt. Muss man nicht einschreiten, um die Tat zu verhindern? Auch unter der Gefahr, selbst Opfer zu werden? Ist es nicht wichtiger, ein Verbrechen zu vereiteln, als es zu dokumentieren? – Das Bild von Eddie Adams hat allerdings in den USA die Proteste gegen den Vietnamkrieg wesentlich beeinflusst.

Verstanden Sie sich in Vietnam als Kriegsreporter?

Nein, denn ich wollte nie den Krieg ablichten, sondern das, was er aus den Menschen und mit den Menschen macht, was er Menschen antut. Als ich eine Ausstellung in Westberlin hatte, kam der RIAS auf mich zu, um mich zu interviewen. Mir blieb fast das Herz stehen. Ich dachte: Die führen dich jetzt aufs Glatteis. Ich war überrascht, als der Journalist mich seinen Zuhörern als »Friedensreporter« vorstellte. Das fand ich treffend. Ich fühlte mich geehrt. Natürlich kam noch eine Frage zu Afghanistan. Die sollte dort auch Fotos machen, das wollte ich aber nicht. Ich lehnte ab.

Warum?

Ich hätte keine Bilder machen können, wie ich sie wollte. In der Sowjetunion wurde ich ständig von Poli-



Plakat zu einer Ausstellung mit Billhardts Fotos auf dem Pressefest der italienischen »L'Unita«

Foto: Thomas Billhardt/Archiv

zisten und anderen Aufpassern beim Fotografieren behindert. Obwohl ich aus Freundesland kam. Und obwohl ich doch das Land und die Menschen liebte und bewunderte.

Gab es Momente, in denen Sie sich von der Propaganda instrumentalisiert fühlten?

Eigentlich nicht. Nachträglich fühlte ich mich in einem Fall von den Nordvietnamesen etwas »ausgetrickst«. Während der Dreharbeiten zu »Piloten im Pyjama« machte ich das Foto, das einen US-Soldaten zeigt, der von einer zierlichen Befreiungskämpferin abgeführt wird. Er wurde gesagt, er sei gerade abgeschossen und gefangen genommen worden. Jahrzehnte später erfuhr ich von Wayne Waddell, so hieß der Pilot, dass er schon 14 Tage in Haft war.

Sie trafen ihn noch einmal?

Mein Sohn hat in Miami zufällig durch seine Freunde einer Taekwondo-Gruppe Kontakt zu dem Piloten bekommen. Wayne Waddell besuchte mich 1996 in Kleinmachnow. Es war ein sehr nüchternes Treffen – beiderseits. Wir fanden nicht den richtigen Ton, uns über die Sinnlosigkeit seines damaligen Kriegseinsatzes auszutauschen. Er erzählte, die Vietnamesen hätten die Szene arrangiert. Sie wollten den Eindruck erwecken, eine zarte junge Frau habe ihn überrumpelt. Das war ihm damals aber egal, denn er hoffte, dass durch das Foto seine Frau in Atlanta erführe, dass er noch lebt.

Waren Sie darüber enttäuscht?

Nein, für mich bleibt dieses Motiv von großer Symbolik, egal unter welchen Umständen es entstanden ist. David besiegt Goliath. Auch wenn Goliath hünenhafter erschien, als er in Wirklichkeit war und ist. Dem Besucher aus Atlanta folgte übrigens der US-Militärgeheimdienst. Der Defense Intelligence Agency, kurz DIA, suchte noch immer nach vermissten Soldaten und hoffte, in meinem Fotoarchiv fündig zu werden. Die DIA-Leute sagten mir, dass der Film »Piloten im Pyjama« und die Aufnahmen von ihren »schwatzhaften« GIs großen moralischen Schaden in den USA angerichtet haben und es deshalb damals, im Kalten Krieg, den Plan gab, Film- und Fotomaterial zu stehlen. Der »antifaschistische Schutzwall« hat das wohl verhindert. (Lacht)

Wie wählen Sie Motive aus?

Mein Arbeitsprinzip ist: nicht nur gute Bilder sammeln, sondern Geschichten erzählen, möglichst vollständig. Mir genügte es nicht, ein abgeschossenes US-Flugzeug zu fotografieren, ich wollte auch zeigen, wie aus dessen Schrott Gegenstände des alltäglichen Bedarfs hergestellt werden: Käbme, Brieföffner, Eimer ...

Ich habe Bilder von der Geburt bis zum Tod, von Leid und Opfern, von Mut und Heroismus und eben auch von heimlicher Liebe gemacht. Ich fotografierte einen Radfahrer beim Mittagsschlafchen auf einer Parkbank, der sein Fahrrad mit den Beinen fixierte, damit es nicht geklaut werde. Fahrräder waren im Krieg sehr wichtig, aber eben auch rar.

Bewegend war auch Ihre Geschichte von Hong Li.

Das war 1969. Die »Freie Welt« schickte mich mit einem Redakteur nach Vietnam. In Vinh Linh lernten wir eine Freiwilligenbrigade aus Hanoi kennen, junge lustig schnatternde Mädchen. Minensucherinnen. Sie reparierten aber auch immer wieder die Straßen – nach jedem Bombenangriff. Ein Mädchen fiel mir besonders auf. Sie kämte ihr langes, pechschwarzes Haar: Hong Li. Ich fragte sie, wie alt sie ist. Sie sagte: 17. Sie erzählte, dass die Amerikaner manchmal so tief fliegen, dass man die Piloten sehen könne. Und dass sie schon zweimal verschüttet wurde. Und von ihrer Mädchenbrigade schon zwölf umgekommen sind. Und eine Freundin sei von einer Baumschlange getötet worden.

Für mich sind nicht nur die Fotos wichtig, sondern auch deren Nachleben. Mich interessiert, wie die Menschen auf meine Bilder reagieren. Zum Beispiel in Vietnam. Sie standen still, fast andächtig vor meinen Fotos, wie Gläubige in den orthodoxen Kirchen vor Ikonen. Sie sahen ihr Leben, sahen sich selbst.

Reagierten DDR-Bürger ähnlich?

Ja. Während der FDJ-Kampagne »Eine Schiffsladung Solidarität für Viet-



In einer Hanoier Wohnung: Nachgeborene erfahren, wie es zur »NBI«-Doppelseite von 1973 mit der Geschichte von der Großmutter und ihrem Enkel kam.

»Für mich sind nicht nur die Fotos wichtig, sondern auch deren Nachleben. Mich interessiert, wie die Menschen auf meine Bilder reagieren.«



Billhardts Foto von Kindern in Bombenschutzröhren wird für eine Ausstellung in Hanoi ausgepackt.

nam« wurden meine Fotos in einer Open-Air-Ausstellung auf der Karl-Marx-Allee gezeigt. Passanten hielten im Schritt inne, schauten, waren gefesselt, gerührt. Was kann sich ein Fotograf mehr wünschen? Mit meinen Bildern bat ich, den Opfern des Krieges zu helfen. Niemals wollte ich Sensationsgier an menschlichem Leid befriedigen.

Mit meiner Art der Bilder, eckte ich natürlich auch manchmal an, in der DDR wie in Vietnam. In Hanoi wollten die Funktionäre keine Fotos von Kindern, die barfuß zur Schule gehen, keine alte, im Bombenkrater hockende Frau. Und Tote schon gar nicht. Die Funktionäre wollten ihre Landsleute als Helden dargestellt sehen. Das mag auch daran gelegen haben, dass es in Vietnam keine große fotografische Tradition gab. Das konnte man auch in Maos China und in Kim Il Sung's Nordkorea erleben. Ich war fassungs- und sprachlos angesichts der Propagandabilder – strahlende Helden, Lobpreisungen des »Großen Führers«, Sieger der Geschichte. Ich konnte die vietnamesischen Funktionäre überzeugen. Und die Reaktionen der Besucher meiner Ausstellungen gaben mir recht.

Es ist Ihnen nicht erspart geblieben, zwischen die Fronten des Kalten Krieges zu geraten und von der anderen Seite missbraucht zu werden. Ich denke an die Saunakinder.

Das war eine lächerliche Sache. Völlig absurd.

Für die Sie im ZK strammstehen mussten.

Na klar wurde ich ins Zentralkomitee einbestellt. Und das kam so: Im August 1988 erhielt ich einen Anruf aus dem Bonner Büro des US-amerikanischen Magazins »Life«. Sie wollten Fotos aus einem Kindergarten oder einer Kinderkrippe. Die habe ich gemacht, darunter Kinder in der Sauna, die in Protteesäckchen steckten. »Life« veröffentlichte eine Doppelseite. Vier Wochen später kam die »Welt am Sonntag« mit dem Foto raus. Ich kann es immer noch nicht fassen, was sich die Redakteure aus dem Bleistift gesaugt haben: Kleinkinder gehören überhaupt nicht in eine Sauna und erst recht nicht in »Leinensäcken«; da bestehe die Gefahr von Hitzschlag, Krampfanfällen, Kreislaufschocks. Die DDR war in dem Beitrag oben drein natürlich in Gänsefüßchen gesetzt. Und so musste ich mir eine Standpauke anhören, der Reisepass wurde mir abgenommen. Ich bekam ihn erst wieder, als ich den Genossen die »Life«-Ausgabe zeigte, in der nichts so ein Quatsch stand und auch nichts DDR-Kritisches zu lesen war.

Sie haben auch den Sieg 1975 in Vietnam fotografiert.

Ja, ich war der erste Ausländer, der über die Grenze gegangen ist, bei Đà Nẵng. Und dann bin ich mit Peter Jakobs runter in den Süden gefahren, im Jeep nach Saigon, Ho-Chi-Minh-Stadt. Da habe ich mich von Heynowski/Scheumann abgeben lassen. Ich muss mein eigenes Ding machen, sagte ich mir damals. Darüber habe

ich mich später etwas geärgert, denn ich wäre gern bei ihrer Arbeit am »Krieg der Mumien« dagebewesen.

Sie waren aber auch in Chile, fotografierten den gerade gewählten sozialistischen Präsidenten Salvador Allende im offenen Wagen und Pinochet hoch zu Ross neben ihm, in Uniform und mit Stahlhelm. Das Opfer und sein Mörder auf einem Bild.

Als 1970 die Unidad Popular siegte, wollte ich unbedingt nach Chile. Weil da etwas Historisches geschah. Ich bekam die Erlaubnis und für 14 Tage Westgeld. Ich bin unerlaubt zwei Monate geblieben. Es war sehr schön. Das unschöne Ende konnte keiner ahnen. In meinem Archiv fand sich übrigens jüngst noch eine andere, bisher unveröffentlichte Aufnahme: Pinochet sitzt auf dem Pferd, Allende steht vor ihm und reicht seine Hand nach oben. Unglaublich.

Sie fotografierten Revolutionäre und Staatsmänner, so Fidel und Raul Castro. DDR-Politiker nicht?

Doch. Hermann Axen, Holocaustüberlebender und Politbüromitglied, wie er sich auf die Fußspitzen stellen und recken musste, um der Bürgerrechtlerin Angela Davis ein Küsschen zu geben. Es reichte nicht, sie musste sich noch etwas hinabbeugen. Ich ärgere mich noch heute, dass ich Ho Chi Minh nicht fotografierte, obwohl ich die Gelegenheit hatte. Und Tamara Bunke leider auch nur nebenbei: Sie erschien mir nicht besonders interessant. Nach ihrem Tod im boliviani-

schen Dschungel bereute ich es, von ihr nicht mehr Aufnahmen gemacht zu haben.

Fotografierten Sie auch Erich Honecker? Auf der Leipziger Messer?

Nein, um Gottes Willen! Ich wollte von ihm private Fotos machen. Seine Frau Margot schien aufgeschlossen. Doch dann blockten beide ab. Schon Walter Ulbricht wollte ich privat fotografieren, angeregt durch die großartigen Fotos, die Robert Lebeck von Konrad Adenauer gemacht hat: das von Altersfurchen durchzogene Gesicht im Gegenlicht, nachdenklich und ernst. So etwas war bei uns nicht möglich. Schade.

»Knipser vom Dienst« waren Sie niemals?

Natürlich war auch ich manchmal »Knipser vom Dienst«, beispielsweise wenn ich einen Bezirkssekretär oder Betriebsdirektor »in seinem Element« fotografieren sollte, das »Neue Deutschland« lesend oder vor einer Losung: »Meine Hand für mein Produkt«. Ich versuchte stets, die nichts-sagenden Parolen aus meinem Kamerasucher zu halten, was aber heftig moniert wurde. Also tat ich ihnen den Gefallen, drückte auf den Auslöser, zack. Da hatten sie ihr Bild. Da hatte aber auch etwas. Es zeigte das Gewollte, Gekünstelte, nicht ganz Ehrliche.

Schämen Sie sich dieser Fotos?

Nee, gar nicht. Es sind Zeitbilder. Vielleicht hätte ich mehr solcher Fotos machen sollen.

»Mit meinen Bildern bat ich, den Opfern des Krieges zu helfen. Niemals wollte ich Sensationsgier an menschlichem Leid befriedigen.«